Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 420. **Mittwoch** den 17. August 1892. **86. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 17. August.

Von ernsthaften deutschen Politikern ist den „Friedensgesellschaften" und „Friedenscongressen" niemals Beachtung geschenkt worden. Wenn im vorigen Jahre deutsche Abgeordnete, die auf die erwähnte Bezeichnung Anspruch haben, sich an dem römischen Congreß betheiligten, so geschah es lediglich, um den veranstaltenden Personen aus dem verbündeten Italien eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Die dort gemachten Erfahrungen mußten übrigens dazu beitragen, die negative Werthschätzung derartiger Zusammenkünfte zu steigern. Der zum Vorsitzenden des Congresses ausersehene Yonghi hatte bekanntlich schon vor dem Zusammentritt die Existenz einer „elsaß-lothringischen Frage" behauptet und es bedurfte wiederholter Revocationen, um die nichtdeutschfreisinnigen Männer aus Deutschland, die ihr Erscheinen in Aussicht genommen, zum Kommen zu vermögen. Die Deutschfreisinnigen freilich und ihre Presse excellirten auch bei dieser Gelegenheit durch nationale Selbstentäußerung. Es ist ein Kennzeichen dieser Veranstaltungen, daß sie für die Aufrechterhaltung des Friedens eintreten — abgesehen von dem Revanchekrieg Frankreichs gegen Deutschland. Man kann getrost annehmen, daß der nächste Krieg von französischen Ministern und russischen Panslawisten aufrichtiger gescheut wird, als von den tonangebenden Herren auf solchen Congressen. Das hat allerdings gar nichts zu sagen, denn diese Friedensfreunde unter Vorbehalt sind durchaus nicht gefährlich und es wäre nicht der Mühe werth, ihres diesjährigen Conventikels mit einem Worte zu erwähnen, wenn dasselbe nicht abermals von deutschfreisinniger Seite zum Gegenstande von Ausführungen gemacht würde, die vom deutschen Standpuncte aus nicht unwidersprochen bleiben können. Der deutschfreisinnige Reichstagsabgeordnete Jordan hat die Weigerung des Prinzen Heinrich zu Carolath-Schönaich, an dem Congresse theilzunehmen, zum Anlaß genommen, in einer öffentlichen Erklärung einem Theile der deutschen Bevölkerung die Mitschuld an der dauernd kriegsdrohenden Lage aufzubürden. Er citirt die Bemerkung der Frau von Suttner, daß noch nicht alle gleichgesinnten Friedensfreunde zusammenhalten und fährt dann fort: „Warum das seitens der überwiegenden Mehrheit unserer Aristokratie bis jetzt noch geschieht, muß offen ausgesprochen werden. Es ist die Versorgung der Söhne des unbemittelten Klein-Adels in der Armee, welche man bei einer möglichen Verringerung der letzteren gefährdet sieht. Und allerdings, die ganze Friedensbewegung unter den Völkern zielt nicht allein auf die Vermeidung von Kriegen, sondern auch auf die allmälige Herabsetzung der stehenden Heere: wenn das Eine gelingt, folgt das Andere von selbst. Außer dieser, mit ihrem Geldbeutel an dem Fortbestande des bewaffneten Friedens interessirten Mehrheit des Adels u. s. w." Wir haben weder Beruf noch Neigung, den deutschen Adel zu vertheidigen, erachten es aber im Interesse der deutschen Wehrkraft für angezeigt, dieses Probestück deutschfreisinniger Demagogie festzunageln, obwohl es nicht Originalleistung, sondern noch socialdemokratischen Mustern gearbeitet ist. Es giebt ja in der That kein einfacheres Mittel, die Ueberflüssigkeit aller Rüstungen plausibel zu machen, als zu sagen: Wenn die hungerigen preußischen Junker nicht wären, so gäbe es kein oder nur ein sehr schwaches deutsches Heer, und gäbe es kein starkes deutsches Heer, so würden Wolf und Lamm ruhig nebeneinander weiden, die Franzosen dächten nicht mehr an Sedan und Straßburg, und die Russen würden ausschließlich auf Werke des Friedens sinnen. Wie aber steht es in Wirklichkeit, beispielsweise in Frankreich? Dort hat die „Aristokratie" nicht den mindesten Einfluß auf die Politik und doch hat Frankreich mehr Officiere als Deutschland. Handelt es sich für die Kreise, aus denen sich das französische Officiercorps vorwiegend recrutirt, auch nur um den „Geldbeutel", um die „Versorgung der Söhne"? Wenn ja, warum spricht es der deutsche Abgeordnete nicht aus, und wenn nicht, warum sucht er zur Verkleinerung und Schädigung seines Vaterlandes hier Motive, die er in anderen Ländern nicht finden zu müssen glaubt? Er stellt sich damit auf die Seite jener „Friedensfreunde", die gegen die ganze Welt friedlich und gerecht sein wollen, ausgenommen gegen Deutschland. Im Winter 1889/90 führte die deutschfreisinnige Presse, voran die „Freisinnige Zeitung" des Herrn Richter, einen lebhaften Feldzug für Anstellung von jüdischen Officieren in der deutschen Armee. Nach den Ergänzungen des Herrn Jordan wäre es sehr werthvoll, zu erfahren, ob dies in der nach unserer Auffassung patriotischen Absicht geschehen ist, dem jüdischen Element dasselbe Interesse für den „bewaffneten Frieden" einzuflößen, wie dem „Klein-Adel", oder ob jenes „Geldbeutel"-Interesse bei den Juden bereits vorhanden war und durch die deutschfreisinnige Presse Befriedigung heischte. Ist das Letztere der Fall, so bleibt die Erklärung, die Herr Jordan für den bewaffneten Zustand giebt, lückenhaft, während, wenn die erste Alternative zutrifft, der Deutschfreisinn bei den Juden Begierden erweckt hätte, die er beim Klein-Adel durch den Mund des Herrn Jordan der Verachtung preisgiebt.

Die Erklärung der deutschen Reichsregierung, sie habe kein Kriegsschiff zur Verfügung, um es zu den spanischen Columbus-Feierlichkeiten zu entsenden, wird selbstverständlich von der französischen Presse ausgebeutet. Die Pariser Blätter suchen den Spaniern einzureden, das Fehlen eines deutschen Kriegsschiffes bei der Columbusfeier sei auf den Aerger der Reichsregierung darüber zurück zu führen, daß Canovas trotz dringender Einladungen sich mit dem Dreibunde nicht habe einlassen wollen. Dazu bemerkt die „Voss. Ztg.":

„Diese Ansicht ist sicherlich falsch; denn gerade wenn die Reichsregierung ärgerlich auf Spanien wäre, würde sie um so höflicher sein. Aber dem Grafen Caprivi kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er durch seine Maßnahme und deren Begründung solche Auslegungen ermöglicht hat. Wir können es nicht einmal beklagen, daß man im Auslande die Erklärung, Deutschland habe kein einziges Schiff frei, um die Flagge in den spanischen Gewässern zu zeigen, für unglaublich ansieht. Besser auch, daß man an einen Mißgriff des Reichskanzlers, als an eine beschämende Unzulänglichkeit der deutschen Seemacht glaubt!"

Wir theilen vollständig die Auffassung des Berliner freisinnigen Blattes und freuen uns, an dieser Stelle von der Möglichkeit einer „beschämenden Unzulänglichkeit der deutschen Seemacht" sprechen zu hören.

Das Cabinet Gladstone ist nunmehr constituirt. Lord Rosebery hat sich, wie wir schon in der Morgennummer melden konnten, schließlich bewegen lassen, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Das neue liberale Cabinet ist nach amtlicher Mittheilung in folgender Weise zusammengesetzt: Gladstone, Erster Lord des Schatzes und Großsiegelbewahrer, Lord Herschel, Lord-Großkanzler, Earl Kimberley, Staatssecretair für Indien und Präsident des Geheimen Rathes, Earl Rosebery, Staatssecretair des Auswärtigen, Marquis Ripon, Staatssecretair der Colonien, Asquith, Staatssecretair für Inneres, Campbell Bannermann, Staatssecretair des Krieges, Earl Spencer, Erster Lord der Admiralität, Harcourt, Kanzler der Schatzkammer, John Morley, Minister für Irland, Sir George Trevelyan, Minister für Schottland, Mundella, Präsident des Handelsamts, Fowler Präsident des Gemeindeverwaltungsamts, Arnold Morley, Generalpostmeister, Acland, Staatssecretair für das Erziehungswesen, Lord Houghton ist zum Vicekönig von Irland ernannt. Wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, hat Gladstone alte bewährte Mitarbeiter wieder um sich geschaart und von den „jungen Männern" fand nur Asquith besondere Berücksichtigung. Herbert Henry Asquith ist ein aufsteigender Stern; schon der Umstand, daß er mit der Einbringung des Mißtrauensvotums gegen das Cabinet Salisbury betraut wurde, bewies, daß die Whigs große Hoffnungen auf das Talent des Abgeordneten vom Fife setzen. Asquith ist vierzig Jahre alt und ist seit 1886 Mitglied des Parlaments. Die irischen Verbündeten, durch deren Hilfe es allein gelang, das Ministerium Salisbury zu stürzen, sowie die Arbeitervertreter sind bei der Vertheilung der Regierungsämter leer ausgegangen. Kein Wunder, daß die Iren inzwischen bereits ungeduldig werden. Der Verein für die vertriebenen Pächter von Irland hat einstimmig einen Beschluß angenommen, wodurch die liberale Regierung aufgefordert wird, eine kurze Bill einzubringen, um die Pächter in den Stand zu setzen, sich mit ihren Gutsherren behufs Ankaufs ihrer Stellen auf gerechter Grundlage abzufinden. Der Verein protestirt im Namen der Iren energisch dagegen, daß die Regierung das Parlament bis zum Februar vertagt, ohne für die ausgewiesenen Pächter gesorgt zu haben. Jedenfalls müßten die Interessen derselben in der Zwischenzeit gesichert werden. 12 Monate hätten die Liberalen sie schon hingehalten. Jetzt müsse das Erste sein, was Gladstone's Regierung zu thun habe, für Wiedereinsetzung der ausgewiesenen Pächter in ihre Stellen zu sorgen. Im Phönix Park in Dublin wurde eine von 15 000 Personen besuchte Volksversammlung abgehalten. Der Hauptredner war der Parnellit Pierce Mahoney. Er forderte sofortige Amnestie für alle irischen politischen Gefangenen, „selbst wenn dieselben schuldig sein sollten". Der Jahrhunderte alte Streit zwischen England und Irland könne nimmer zu Grabe getragen werden, so lange noch ein Irländer wegen politischer Vergehen in einem englischen Gefängnisse schmachte. Der Parnellit Harrison hielt die Erklärungen Gladstone's im Parlament über die Frage für durchaus unzureichend. Man solle doch nicht vergessen, daß diese Leute unter seinem Ministerium in das Gefängniß gestoßen worden wären. Gladstone sage, er sei nicht genügend unterrichtet über den Sachverhalt. Sir William Harcourt rede offener und deutlicher. Er habe unverblümt herausgesagt, daß er gegen die Freilassung wäre.

Die fanatischen Ausschreitungen der Czechen in Böhmen und Mähren gegen die Deutschen nehmen kein Ende. In welcher Weise neuerdings dem czechischen Uebermuth, dem allerdings das Ministerium Taaffe eine überreichliche Dosis von unbegreiflicher Duldsamkeit entgegenbringt, der Kamm geschwollen ist, das haben in den jüngsten Tagen die Vorgänge in Prag, Raudnitz und Iglau gezeigt. In Prag war in einer der letzten Nächte der Graben, die frequenteste Straße der böhmischen Hauptstadt, der Schauplatz einer unerhörten Scene. Gegen Mitternacht begaben sich zahlreiche Passanten, darunter mehrere Damen, über den Graben in der Richtung „zum schwarzen Roß". Plötzlich fiel ein Schuß. Die Passanten stoben entsetzt auseinander und suchten sich auf die entgegengesetzte Seite des Graben zu flüchten. Der Mann, welcher diesen Schuß abgefeuert hatte, eilte ihnen nach und gab rasch hinter einander vier weitere Schüsse ab. Es entstand eine unbeschreibliche Panik. Mehrere beherzte Männer wollten sich auf den Attentäter stürzen, welcher wieder auf die entgegengesetzte Seite des Graben lief. Dort wurde er zu Boden geworfen und gerieth unter die Pferde eines Fiakers. Ein Polizei-Inspector, welcher schnell zur Stelle war, wollte ihn festnehmen. Der Attentäter richtete gegen ihn den Revolver, in welchem sich noch ein scharf geladener Schuß befand, und nur einer glücklichen Wendung hatte es der Inspector zu danken, daß er von dem Angreifer nicht niedergestreckt wurde. Schließlich gelang es, den Attentäter zu überwältigen und auf das nächste Commissariat zu bringen. Dort gab derselbe an, er sei Bäckergehilfe, heiße Besak und sei 28 Jahre alt. Seine Absicht sei es gewesen, die Deutschen zu schrecken; er habe unter den Deutschen sehr viel ausgestanden und sich rächen wollen. In seiner Tasche fand man einen Zettel, in welchem er ausdrücklich bat, seine Leiche möge unter jeder Bedingung in das czechische pathologische Institut gebracht werden. Auf die Frage des Commissars, was er mit dieser Bemerkung gemeint habe, sagte der Verhaftete, er wollte selbst nach seinem Tode nicht in die Hände der Deutschen gerathen. — In Raudnitz hielt der nordböhmische Zechisirungsverein einen Congreß ab, auf dem es zu schmachvollen Scenen kam. Der Vorsitzende des Congresses, der berüchtigte Abgeordnete Spindler, erging sich in solchen Schimpfereien gegen die Deutschen, daß der überwachende Commissar ihn wiederholt unterbrach und in die Schranken zurückweisen mußte. Die Erklärung des landesfürstlichen Commissars wurde mit den Rufen: „Schmach dem Commissar! Schmach der Regierung! Das lassen wir uns nicht gefallen!" aufgenommen, worauf der Commissar wiederholt die Auflösung der Versammlung androhte. Aehnliche Tumulte ereigneten sich bei mehreren Anlässen. In Iglau kam es aus Anlaß des Besuches der jungczechischen Studentenverbindung „Sazavan" aus Deutschbrod zu argen Tumulten zwischen Czechen und Deutschen. Erstere benahmen sich äußerst provocirend, ihr Anführer Rziha rief: „Kommt her, Deutsche, ich erschlage Euch!" Die darob erbitterten Deutschen fielen über ihn her, schlugen ihn mit Stöcken und veranlaßten, daß er arretirt wurde. Dies gab das Signal zu Schlägereien, die sich im Laufe des Abends mehrmals wiederholten. Am Abend fuhren etwa 40 Mitglieder der deutschen Vereine Iglaus auf Einladung des dortigen deutschen Vereines in den benachbarten Ort Stecken, daselbst wurden sie von czechischen Arbeitern mit Steinen und Eisenstangen angegriffen. Als sich die Deutschen zur Wehre setzten, eilten die Arbeiter der Glasfabrik herbei, holten glühende Eisenstangen, womit sie auf die Deutschen einhieben. Drei der letzteren wurden schwer verwundet. Man vernahm Rufe: „Schlagt die Deutschen todt!" Der Bezirkshauptmann, der Bürgermeister und die Gendarmerie begaben sich um 10 Uhr Nachts an den Schauplatz des Ueberfalls und verhafteten den Fabrikanten Moravey, dessen Arbeiter den Ueberfall vollzogen haben, und fünf Rädelsführer.

Die Ausführungen der spanischen Presse zu den Vorgängen in Marokko bekunden eine Nervosität, welche in den leitenden politischen Kreisen Madrids nur in sehr beschränktem Maße getheilt wird. Man glaubt in Madrider Regierungskreisen die Gewißheit zu besitzen, daß keine der europäischen Mächte jetzt an eine absichtliche Aufrollung der Orientfrage vom marokkanischen Zipfel aus denkt, daß im Gegentheil die fremdländische Diplomatie in Tanger sorgsam bemüht ist, Alles fern zu halten, was Oel in das Feuer der marokkanischen Wirren gießen könnte. Und allermindestens das gleiche Interesse an der Erhaltung des marokkanischen status quo wie irgend eine andere Macht nimmt Spanien selber, welchem kaum etwas ungelegener kommen könnte, als jetzt oder in nächster Zeit seine Position am jenseitigen Ufer der Meerenge von Gibraltar mit bewaffneter Hand schützen zu sollen. Thatsächlich ist Spanien weder militairisch, noch maritim, noch finanziell actionsbereit, daher denn auch Canovas del Castillo in der ihm befreundeten Presse einmal über das andere versichern läßt, daß die Lage der Dinge in Tanger für Spanien absolut nichts Beunruhigendes habe. Wenn diese fast täglich wiederkehrenden Versicherungen anfangs vielleicht hier und da auf ungläubiges Kopfschütteln gestoßen sein mochten, so hat dies doch mit Einem Schlage aufgehört, seit das englische Staatsruder wieder in Gladstone's Hände gelegt ist und die öffentliche Meinung Spaniens daraus zu ihrer Beruhigung entnimmt, daß nunmehr der von Sir Evan Smith in Fez gesponnene Faden binnen absehbarer Frist keine Fortsetzung erfahren werde. Auf die Rebellion der Riffstämme gegen den Sultan legen spanische Politiker geringeres Gewicht und halten sich überzeugt, daß die Bewegung höchstens im Sande verlaufen sein werde, wie so manche ihrer, mitunter noch gefährlicher inscenirten Vorgängerinnen.

Trotz aller Gerüchte ist man noch immer nicht über das Schicksal des belgischen, im Dienste der Congo-Gesellschaft stehenden Forschers Hodister und seiner Genossen im Klaren, wenn man auch nicht mehr daran zweifelt, daß

Feuilleton.

Schloß Fénétrange.

Ein Roman aus den Vogesen.

Von O. Elster.

14] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich wüßt' schon ein Mittel."

„So sagt's, Jockel!"

„Ich hab's dem Joseph auch schon gesagt", erwiderte mit teuflischem Aufleuchten seiner finsteren Augen der rohe Bursche, „er soll dem Grünrock ein Schlafpülverchen eingeben, daß er nimmermehr erwacht."

„Die Marianne läßt's net zu."

„So thut's, wenn die Dirne net da ist."

Der Gastwirth saß schweigend da, sein Auge irrte unstät von Einem zum Andern, dann sagte er mit heiserer Stimme: „Es wär' schon das Beste, wenn der Unterofficier stürbe."

„Und ich duld's net, daß Ihr ihm etwas zu Leid thut!"

Ueberrascht schauten die Männer auf. Vor ihnen stand Marianne, die sich leise in das Gemach geschlichen hatte. Hoch aufgerichtet stand sie da. Ihre dunklen Augen funkelten in dem halbdunkeln Raume, wie die Lichter eines Wolfes oder einer Wildkatze.

„Ich duld's net, daß Ihr ihm etwas anthut", wiederholte sie, „oder ich verrath' Euch alle mitsammt."

„Die Dirn' hat den Teufel im Leib", fluchte Jockel.

„Wo kommst her, Marianne?"

„Geradewegs vom Thurm, Großvater."

„Und der Unterofficier?"

„Er ist wieder bei klarem Verstand und will zu seinem Regiment zurück. Er will net den Schimpf der Verurtheilung auf sich sitzen lassen, und ich denk', er ist im Recht; denn es ist eine Schmach für einen Mann und einen Soldaten."

„Bist verrückt geworden, Maidele?"

„Nein, net verrückt. Aber ich will net, daß der Fritz unschuldig leidet, ich will net, daß er mich verachtet! Deshalb soll er wieder zu seinem Regiment zurück, — ich selbst bring' ihn zurück, ich selbst sag', daß das Urtheil falsch ist."

„Net so lang ich leb'!" rief Jockel und wollte sich auf das Mädchen stürzen.

Doch der Gastwirth hielt den Burschen zurück und sagte: „Ruhe, Jockel, Ruhe! Und Du, Marianne, antwort'. Es kann Dein Ernst net sein, uns ins Gefängniß zu bringen, uns und Deinen Großvater."

„Nein", entgegnete die Zigeunerin, „Ihr sollt net ins Gefängniß. Großvater und Jockel können noch heut' Nacht über die Grenz' und wer sonst noch über die Grenz' will. Euch, Monsieur Bourgeois, kennt der Unterofficier net als Schmuggler und ich verrath Euch net."

Schweigend überlegte der Gastwirth die Worte des Mädchens, während der alte Joseph sagte:

„Und Du? Willst Du net mit über die Grenz'!"

„Nein, ich bleib' bei Fritz!"

„Elendige Dirn'!" fluchte Jockel, indem er ihr die Faust vor das Gesicht hielt. Marianne stieß kräftig die Hand zurück und rief: „Rühret mich net an, Jockel, oder ich stoß' Euch mein Messer in die Brust!" Bei diesen Worten holte sie blitzschnell ein breites Messer, einen sogenannten „Genickfänger" aus ihrem Gewande hervor und streckte es drohend dem gewaltthätigen Burschen entgegen.

„Wilde Katze, Du!" schalt wüthend Jockel, doch zog er sich schon einige Schritte zurück, denn er kannte die leidenschaftliche Natur des Mädchens, das sich keinen Augenblick besonnen haben würde, ihm das Messer in die Brust zu stoßen.

Maitre Bourgeois war zu einem Entschluß gekommen. Der Vorschlag des Mädchens dünkte ihn nicht schlecht unter den obwaltenden Verhältnissen. Der Unterofficier konnte nicht bei Seite geschafft werden, ohne die wilde Rachsucht der ihn liebenden Zigeunerin zu entfesseln. Sicherlich würde sie in einem solchen Falle Alles verrathen haben. Und wenn sie auch den jetzt noch hülflosen Unterofficier über die Grenze geschleppt hätten — war er wieder gesund, konnte er doch zurückkehren oder brauchte sich nur an die nächste französische Behörde zu wenden, die ja auch ein Interesse daran hatte, die Schmugglerbande zu entdecken, die nicht nur französische Waare über die deutsche Grenze, sondern auch umgekehrt deutsche Waare über die französische Grenze brachte. In Frankreich war man also noch nicht sicher vor Entdeckung. Der Jockel und der alte Joseph konnten sich in Frankreich leicht verbergen, sie liefen dort keine Gefahr, falls hier in Deutschland eine Untersuchung angestellt wurde. Anders lagen die Verhältnisse mit Maitre Bourgeois, der in den französischen Grenzlanden bekannter war als in den deutschen. Hier kannten ihn als Haupt der Schmugglerbande nur der alte Joseph, Jockel Schmidt und Marianne. Der einzige der Schmuggler, der ihn noch gekannt, der Jean aus Finstingen, war todt, er lag verscharrt im Walde, die anderen Schmuggler kannten ihn nur als den „Herrn". In Frankreich dagegen, in Pont-à-Mousson und Nancy, kannten ihn verschiedene Leute, die auch an dem Schmuggelhandel betheiligt waren. Also eine Untersuchung in Frankreich mußte unter allen Umständen vermieden werden. Hier in Deutschland konnte ihm eine Untersuchung nichts schaden, wenn Joseph, Jockel und Marianne ihn nicht verriethen. Entschlossen nahm er deshalb jetzt das Wort:

„Still jetzt mit Euerm Zank, der nix nutzt. Die Marianne hat ganz recht, wir können den Unterofficier net nach Frankreich verschleppen, es würde uns nix nützen. Mag er wieder zu seinem Regiment zurückkehren, aber Ihr, Joseph, und auch Ihr, Jockel, und Du, Marianne, Ihr müßt heute Nacht noch über die Grenz'. Ich werd' Euch Geld geben."

„Ich geh' net mit über die Grenz'", unterbrach ihn entschlossen Marianne.

„Aber weshalb net?"

„Ich bleib' bei dem Fritz."

„Man wird Dich ins Gefängniß werfen."

„Das werden's net thun, wenn ich die Wahrheit red'. Ich muß aber bei dem Unterofficier bleiben, bis er gesund ist; denn dann hat er mein Zeugniß nöthig."

„So willst Du mich verrathen?"

„Nein, Monsieur Bourgeois, Euch verrath' ich net. Euer Nam' wird aber auch gar net genannt in der Untersuchung; denn der Fritz kennt Euch net. Er kennt nur den Großvater und den Jockel Schmidt. Ich brauch' auch deren Namen net einmal zu nennen, das besorgt der Unterofficier allein. Deshalb müssen die Beiden aber auch sofort über die Grenz'."

„Es ist das Best', was wir thun können", meinte jetzt auch der alte Joseph. „Gebt uns ein tüchtig Stück Geld, Monsieur Bourgeois, so gehen wir noch heut über die Grenz'. Euch kann man nix anhaben, Euch kennt hier Niemand als unsere Kameraden. Ich geh' mit noch einigen Burschen fort. Das ist net auffällig; denn wir Zigeuner ziehen ja jedes Jahr in die weite Welt. Und der Jockel find't in Frankreich schon ein Unterkommen. Net wahr, Jockel?"

„Ihr seid allesammt verrückt worden!" murrte Jockel Schmidt. „Wenn's aber net anders sein kann, dann geht's Geld her, Maitre Bourgeois. Ich geh' nach Paris. Der Teufel mag die ganze Gesellschaft hier holen und Euch zuerst!"

„Und kann ich mich darauf verlassen, Marianne", fragte nochmals Monsieur Bourgeois, „daß Ihr mich net verrathet?"

„Ich schwör's Euch zu!"

„Nun denn, hier ist's Geld! Aber morgen früh dürft Ihr net mehr hier sein!"

„'s Gefängniß ist grad' kein angenehmer Aufenthalt", meinte grinsend Jockel Schmidt.

Der Gastwirth zählte jedem fünf Goldstücke in die Hand, dann erhob er sich und sagte:

„So, das wär' abgemacht! Es ist Nacht geworden, und ich will mich eilen, daß ich fortkomme. Meine lange Abwesenheit möcht' sonst auffallen. Also ich kann mich auf Euch verlassen?"

„Unbesorgt, ich geh' nach Paris."

Die Aussicht, nach der französischen Hauptstadt reisen zu können, schien Jockel so verführerisch, daß er mit der Vereinbarung vollständig einverstanden war. Wenn er erst in Paris war, mochten sie hier machen, was sie wollten, ihm war's dann einerlei.

Der Gastwirth entfernte sich. Auch Marianne rüstete sich zum Gehen.

„Marianne", sagte der alte Zigeuner, „willst net lieber mit mix kommen? Ich geh' nach dem Süden von Frankreich, dort haben wir Bekannte, dann zieh' ich vielleicht mit ihnen fort nach Spanien. Willst net mitkommen? Bist doch